

# Wiener Wochenblatt.

Zeitschrift für Staats- und Volksinteressen, für die bemerkenswertheften Wiener Ereignisse jeder Woche, Bekämpfung des Schlechten und der Mißbräuche in den verschiedenen Sphären, für Literatur, Satyre und geselliges Leben.

Von C. R. Fröhlich.

## Inhalt des VII. Heftes:

Die ungarische Deputation in Wien.  
Die schwarzgelben Falnen und Bänder.  
Aus dem Briefe eines gebildeten Proletariers.

Kleine Erzählungen eines ehemaligen Zög-  
lings des k. k. Stadt-Konviktes.  
Die Parteien.

Preis: 4 Kreuzer C. M.

---

Sonntag, 21. September 1848.

---

Das »Wiener Wochenblatt« erscheint jeden Sonntag.

Man pränumerirt in Wien bei Leop. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, im Comptoir des »Universal-Telegraphen«, Wallnerstraße Nr. 262, und in allen Buchhandlungen, monatlich mit 16 fr. C. M., vierteljährig mit 48 fr. C. M. Bei allen Postämtern monatlich mit 20 fr. C. M., vierteljährig mit 1 fl. C. M.

Fran kirte Briefe an den Redakteur übernimmt Jakob Bader, Buchhändler in der Strobelgasse. Inserate werden angenommen. Für die Zeile bei einmaliger Einrückung 4 fr. Jede Wiederholung 2 fr. C. M.

---



# Wiener Wochenblatt.

Beitrag zur Kenntniss der Natur- und Völkergeschichte, für die deutsche Literatur und die Wissenschaften jeder Art. Herausgegeben von dem Herausgeber des Wiener Wochenblattes, Carl von Clesinger.

Von C. M. Zedler

Band VII. Heft 1.

Das Wiener Wochenblatt ist ein sehr interessantes und nützliches Organ für die deutsche Literatur und die Wissenschaften jeder Art. Es enthält eine große Menge von Originalarbeiten, die von den besten Gelehrten der Zeit verfasst sind. Die Redaction ist sehr sorgfältig und die Druckerei ist sehr schön.



Verlag, 21. September 1818.

Das Wiener Wochenblatt ist ein sehr interessantes und nützliches Organ für die deutsche Literatur und die Wissenschaften jeder Art. Es enthält eine große Menge von Originalarbeiten, die von den besten Gelehrten der Zeit verfasst sind. Die Redaction ist sehr sorgfältig und die Druckerei ist sehr schön.



## Die ungarische Deputation in Wien.

Wieder ist eine äußerst merkwürdige Woche verflossen. Das Bedeutendste, was sie brachte, war die Deputation, von der ungarischen Nationalversammlung nicht an den König, nicht an das Ministerium, sondern an die Reichsversammlung gesendet. Sie bestand aus 16 Mitgliedern des ungarischen Parlamentes, hatte Deak an ihrer Spitze, und wollte Hilfe gegen die Kroaten verlangen. Die Ankunft dieser Deputation drängte alle anderen Tagesbegebenheiten in den Hintergrund, und Wien horchte mit der gespanntesten Erwartung, ob auf das Pochen der Ungarn an die Pforte des Reichstagsssaales das inhaltschwere, in seinen Folgen höchst bedeutsame »Herein!« ertönen würde. Allerdings sprachen kräftige Stimmen sich gegen die Beachtung der Geschäftsordnung in einem so außerordentlichen Falle und für den Empfang der Deputation aus. Wir geben hier einzelne, abgebrochene Äußerungen.

So z. B. sagte Borrosch: »Meine Herren, wie wollen wir hoffen, das Verfassungswerk zu Ende zu führen, wenn der Bürgerkrieg uns umwüthet? Ich wünsche, der Reichstag möge nicht als eine Exekutivgewalt, wohl aber als eine beratende, vermittelnde Macht wirken. Niemand zweifle an meinen Gesinnungen; ich verkenne durchaus nicht Ungarns Fehler. Aber ich fordere Sie auf, meine Herren, der Stimme Ihres Herzens zu folgen; Sie können vielleicht eine parlamentarische, gewiß aber keine moralische Niederlage erleiden.«

Löhner sprach: »Dulden Sie nicht, meine Herren, daß zwei Nationalitäten sich zerstörend bekriegen. Ich weiß, daß die Klagen der Kroaten gerecht sind. Aber ich weiß nicht, von welchem Volksrathe der Führer der Kroaten seine Vollmacht empfangen hat. Dieser Führer, an der Spitze einer blindergebenen Armee, ist gefährlich, wenn man nicht weiß, welcher Minister seine Handlungen verantwortet. Kann denn die Freiheit an der Drau nicht bewahrt werden, ohne die Freiheit in Pesth zu unterdrücken? Nicht Kroaten, sondern k. k. Generale ziehen gegen Ungarn. Man soll dahin wirken, daß beide Nationen sich fest und klar in die Augen sehen; einem vermittelnden Volke wird man eher vertrauen, als einem Kabinete. Man wird sagen: »Wenn wir die Ungarn vorlassen, so müssen wir auch die Kroaten vorlassen.« Allerdings! Aber was haben die Kroaten in dieser Versammlung, welche der Mehrzahl nach slavisch ist, zu fürchten? Wenn Italien heute oder morgen spräche: »Ihr Volksvertreter sollt über unser Schicksal entscheiden, nicht Hofkommissäre und Generale!« oder wenn das in Warschau eingesargte



Volk an uns appelliren wollte, würden wir auch zur Tagesordnung übergehen? Meine Herren, ist Ungarn eine Leiche, dann werden wir um die Freiheit trauern!«

Schuselka sprach: »Die Inhumanität der Ungarn hat einen Bürgerkrieg hervorgerufen, der die Freiheit bedroht. Ich stimme deswegen für die Vorlassung der Deputation, damit die Kabinettspolitik zur Völkerverpolitik werde, und daß wir uns überzeugen, ob nicht etwa die Erbitterung des kroatischen Volkes mißbraucht werde, um die Sache der Freiheit zu Grunde zu richten. Lassen Sie uns einmal, meine Herren, authentische Berichte vernehmen.«

Helfert warnt, aus dem Reichstage einen National-Konvent zu machen.

Das Ministerium wird aufgefordert, dem Bürgerkriege Einhalt zu thun. Der Minister-Präsident Wessenberg spricht, dies sei stets die Bemühung des Ministeriums gewesen. Wessenberg spricht von einer Staatschrift, welche das Ministerium den Ministern Ungarns, jedoch ohne den gewünschten Erfolg, eingeschendet habe.

Minister Bach liest diese Schrift vor.

Löhner ist mit derselben unzufrieden, weil er nicht alle nothwendigen Punkte beantwortet findet, und überdies Stellen bemerkt, welche er mit dem Prinzip der Freiheit nicht zu vereinen vermag. Er wünscht, die Geschichte der mit den einzelnen Provinzen geschlossenen pragmatischen Sanktionen wäre in dieser Schrift enthalten. Er wünscht die Drucklegung dieser Schrift. »Diese setzt die alten Rechte der Stände den neuen Errungenschaften gegenüber; da haben aber auch wir kein Recht, hier versammelt zu sein. Wenn der Vortheil des Staates die Versprechungen des Kaisers ungiltig macht, wie werden da unsere Errungenschaften sicher sein? Weh uns, wenn die Geschichte vor dem 13. März zu Gericht sitzt über die Geschichte nach dem 13. März! Lassen wir nicht den Ungarn ihre Freiheit rauben, denn sonst könnte der Zustand fort dauern, daß Jellachich 60,000 Mann kommandirt, ohne einem Ministerium verantwortlich zu sein!« —

Die Gegenpartei machte Vorstellungen, daß der Reichstag durch den Empfang der ungarischen Deputation die Grenzen seiner Befugnisse überschreiten und sich zur Exekutivgewalt bilden würde. Die Mission des Reichstages sei, das Verfassungswerk zu berathen, nicht aber Gesandtschaften zu empfangen, und so den Kaiser und das verantwortliche Ministerium zu übergehen.

Diese Vorstellungen siegten. Die Entscheidung der Reichsversammlung lautete: Die ungarische Deputation sei nicht vorzulassen.



## Die schwarzgelben Fahnen und Bänder.

Man fürchtete, die schwarzgelben Fahnen und Bänder würden Montag den 18. September blutige Szenen herbeiführen. Schon einige Tage früher hieß es: »Am Montag wird's losgehen! Da wird Blut fließen!« Mehrere Plakate hatten zum Ausstecken schwarzgelber Fahnen und zum allgemeinen Tragen schwarzgelber Bänder aufgefordert. — Wollte man damit das Schwarzrothgold verdächtigen und verdrängen? Oder gar einen Straßenkampf zwischen Schwarzgelb und Schwarzrothgold herbeiführen? Kann man es durchaus nicht ertragen, wenn einige Tage wieder Ruhe herrscht? Sollte dem Kredit noch tiefere Wunden geschlagen werden? Sollen Handel und Gewerbe noch mehr stocken, als es bereits der Fall ist? Will man aus lauter Patriotismus einen Bürgerkrieg hervorrufen?

Es ist doch ein Bißchen sonderbar mit dem Schwarzrothgold! Die schwarzrothgoldene Fahne flatterte einst aus den Burggemächern des Kaisers! Sie rauschte von den Balkonen und Fenstern aller kaiserlichen Ämter herab! Auf der Getreidemarkt-Kaserne, am kaiserlichen Arbeitshause u. s. w. flattert sie noch immer! Die Nationalgarde trägt Schwarzrothgold; unsere Soldaten in Deutschland haben Schwarzrothgold aufgesteckt! Ehrenwerthe Journale haben zum Tragen der schwarzrothgoldenen Kokarde aufgefordert, und die intelligentesten, die wahre Freiheit liebenden Männer haben sie auf ihren Hüten und an ihren Köcken getragen! Und nun soll das Schwarzrothgold plötzlich verhaßt werden?

Erkläret mir, Graf Drindur,  
Diesen Zwiespalt der Natur?

Nun so traget Bänder, wie ihr sie wollt, schwarzgelbe, schwarzrothgoldene, blizblaue, apfelgrüne, irisfarbige, eselgraue, dummeitfarbige, oder von welchen Farben ihr wollt. Wir vergönnen den Bandfabrikanten ein gutes Geschäft. Aber unsere Ansicht ist, es stehe um unsere Freiheit schlecht, wenn sie durch den bereits äußerst ekelhaften Fahnen- und Bänderstreit, und nicht durch etwas Besseres errungen werden muß. Das ist kein würdiges Schauspiel für Männer! Also von einem schwarzgelben Fähnlein, oder von einem schwarzgelben Bändchen hängt der Patriotismus ab? Wir glauben, es gibt schwarzgelbe Spitzbuben so gut, wie es schwarzrothgoldene Spitzbuben gibt, schwarzgelbe Gimpel so gut, wie es schwarzrothgoldene Gimpel gibt. Ein gescheidter Mensch denkt endlich: Balget euch um Bänder und Farben, wie ihr wollt; ich aber werde sorgen, daß ich mein Herz stets am rechten Flecke habe, ich werde stets wahrhaft liberal sein, ich werde dem Ultra jeder Partei fern bleiben und das Maß lieben, ohne welches es keine Wahrheit und keine Tugend gibt, ich werde weder der Sklave der schwarzgelben noch



der schwarzrothgoldenen Partei jemals sein, sondern ich werde meinen Gott und mein Vaterland lieben, meinen Nächsten als meinen Bruder betrachten, ich werde die auf dem Wege der friedlichen und geseglichen Reform zu bewirkende Entwicklung, das Heil des Thrones wie das des Volkes lieben, ich werde die Humanität lieben als die einzige und wahre Freiheit, und gar kein Band mehr tragen!

Interessant und, wie wir glauben, auf die Beendigung des ekelhaften Streites hinwirkend ist ein Artikel, welchen die »Abendbeilage zur Wiener Zeitung« gebracht hat. Aus diesem Aufsatze werde Folgendes angeführt:

»Schwarzgelb ist nicht die habsburgische Hausfarbe, denn diese ist Rothgelb; sie ist nicht die lothringische Hausfarbe, denn diese ist Weiß-roth-gelb; sie ist nicht die vereinte habsburgisch-lothringische Hausfarbe, denn in dieser kommen die drei genannten Farben vor; sie ist auch nicht die erzherzoglich österreichische Landesfarbe, denn diese ist Weiß-roth. Schwarz-gelb hat also nicht die Beziehung zur Familie, wie Viele glauben, sie ist in keinem Falle habsburgisch-lothringische Familienfarbe.

Schwarzgelb ist die altdeutsche Reichsfarbe. Wenn ein Kaiser gewählt wurde, so hatte er das Recht, das Reichswappen zu führen. Diesem fügte er sein Familienwappen hinzu, und zwar nach links. So hatten die Wahlkaiser aus dem sächsischen, fränkischen, schwäbischen Hause die schwarzgelbe Reichsfahne geführt, so hatte Karl VII. die bairische Hausfarbe dem schwarzen Adler im gelben Felde hinzugefügt, und so hatten die Habsburger das habsburgische Roth dem altdeutschen Schwarzgelb hinzugefügt, und so ist Schwarz-gelb-roth die habsburgisch-kaiserliche Farbe. Alle noch jetzt bestehenden deutschen Garben des österreichischen Hofes haben diese schwarz-roth-gelbe Farbe, die älteren österreichischen Trommeln am Rande die schwarz-roth-gelbe Streifung, wie es Viele gesehen haben, als in den Märztagen die alten Trommeln aus dem Zeughause in Besitz der jungen Garde kamen; und jetzt noch ist als Überrest der alten guten großen Zeit, wo Österreichs Macht als erste deutsche Macht galt, wo eine Maria Theresia und Joseph II. herrschten, der innere Rand der Trommelreihe das alte habsburgische Roth geblieben. Wo die kaiserlichen Truppen auf Gemälden aus dem dreißigjährigen Kriege und später z. B. auf Bouwerman's Bildern vorkommen, da findet sich das Schwarz-roth-gold auf Trommeln, Quasten u. s. f., nur der Fahnenrand hat neben dem Schwarz-gelben (dem Altdeutschen) noch das Roth-Weiß Österreichs, also die vier Farben Schwarz-gelb-roth-weiß. Als Kaiser Franz aufhörte, deutscher Kaiser zu sein, und als Gegengewicht gegen Napoleons junges Kaiserreich Österreich zu einem Kai-



ferthume erhob, behielt er die altdeutschen Reichsfarben — Schwarz-gelb — bei. Als Habsburger hätte er ölos Roth-gelb gehabt, als Lothringer Weiß-roth-gold; er hätte sein Familienwappen zur Reichsfarbe machen können, er hat bedeutamer Weise die altdeutsche Reichsfarbe genommen, ohne sich mit dem alten Ornate, der alten Kaiserkrone zu schmücken. Diese ruhen noch in stiller Verborgenheit und erwarten den Auferstehungsmorgen.

In der Art stehen sich Schwarz-gelb, Schwarz-roth-gelb nicht gegenüber (ersteres ist die allgemeine altdeutsche Reichsfarbe, letzteres die spezifisch habsburgisch-kaiserliche Farbe) und dürfen sich auch nicht feindlich gegenüber stehen.\*

Und somit möge dieser Farbenstreit, wenn auch zur tiefsten Betrübnis der Plakatenfabrikanten, seinem gottseligen Ende zugeführt sein. Aber ein neuer Beleg kann daraus entnommen werden, mit welcher blinder, bisweilen lächerlicher Leidenschaftlichkeit die Partekämpfe geführt werden.

### Aus dem Briefe eines gebildeten Proletariers.

Der Sommer ist hin, der Herbst ist erschienen mit seinen brütenden Morgennebeln und kalten Regentagen. Könnte ich mich nicht an den blauen Himmel erinnern, der sich fast täglich über Wien ausspannte, und an den heißen Sonnenschein, der Einen in die Schatten der Häuser trieb, so wüßte ich nicht, daß ein Sommer gewesen; denn ich bin heuer nicht vor die Linie hinausgekommen, habe keine Rose, kein Weilchen, keine Lilie, keine Johanniswürmer, kein Dorf im Mondlichte und keine Wälder gesehen. Das ist für mich traurig, da ich nicht weiß, ob ich noch einen Sommer erleben werde. Barrikadenbilder, beständiges Allarmtrommeln, von Ragenmusik durchlärnte Mondnächte, blutige Arbeiter-scenen, mitternächtiges Sturmge-läute und Rufe von Verrath, Nachrichten von Bombardements — unter solchen verworrenen Bildern ist die schöne Sommerzeit wie ein greller, melancholischer Traum vorübergestoßen! —

Ich sehe so viele gebildete Menschen, welche rastlos mit den Sorgen des Tages zu kämpfen haben, und zu keinem Lebensgenusse gelangen können. Es ist so traurig, zu sehen, wie die ganze unwiederbringliche Lebenszeit mit der Arbeit für den Wagen hingebracht werden muß! Können solche Menschen von Freiheit reden? Nein! Und worin liegt der Grund? Darin, daß in unseren staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen Alles faul und morsch ist, daß unter den Großen und Mächtigen, wie auch unter den Kleinen der Erde so viele Spitzbuben sind, die mit Cottes herrlicher Welt eine schändliche Wirthschaft treiben! Der Handarbeiter hat sein tägliches Brot, nicht aber der Geistarbeiter.



Man muß etwas lernen, man muß ein gebildeter Mensch, ein Mann von Geist und Herz sein, um gerade so viel zu haben wie ein Bettler. Der Pfaffstretter und der gebildete, geistigthätige Mensch haben gleiches Schicksal. Die Herren, welche die Zügel der Regierung in den Händen haben, sind größtentheils gewissenlose, geist- und herzlose Menschen. Sie schwelgen unter ihren vielen tausend Gulden, die sie jährlich beziehen, und kümmern sich den Teufel um das Proletariat der Gebildeten. Wohin muß das endlich führen? Herr, ich bin noch jung, aber bereits zur Verachtung der Menschen und des Lebens gelangt. Könnte ich, ich zöge weit von Wien fort, in ein einsam gelegenes, von einer schönen Natur umgebenes Dorf. Ich würde dort einfach leben; mein Klavier, die Natur, gute Bücher und die Liebe sollte mein Leben verschönern; Bälle, Theater, seidene Kleider, Audienzsäle, Kanzleien u. s. w., kurz all den Plunder der Städte, welcher das Herz krank macht, möchte ich vergessen!

### Kleine Erzählungen eines ehemaligen Bögling des k. k. Stadtkonviktes.

#### 1.

Wir Böglinge hatten einen alten Diener, der Weißhappel hieß. Dieser Alte hatte sich eine lederne Beinkleidtasche machen lassen, die dazu dienen sollte, die übrig gebliebenen Speisen aufzunehmen; Suppe, Fleisch, Sauce, Gemüse, Mehlspeise, dies Alles mußte in den Schlund dieser Ledertasche wandern. Eines Tages brachte er eine Schüssel aus der Küche in den Speisesaal; es waren Würste auf Gemüse; der Alte zählte auf dem Gange in den Speisesaal die Würste, und verrechnete sich. Er ergreift daher ein Paar Würste, steckt sie in den schmutzigen Abgrund seiner ledernen Tasche, stellt dann die Schüssel auf den Tisch, und kehrt sich um. Ein Professor ruft ihm nach: »Weißhappel, es fehlt ja eine Portion Würste?« — »So?« sagt Weißhappel, mit einem kuriosen Gesichte zurückkehrend, nimmt die Schüssel und brummt: »Werde sie gleich bringen.« Er geht einen Schritt vor die Thüre hinaus, und wie der Vogel Strauß glaubt, wenn nur er den Jäger nicht sieht, so sehe auch der Jäger ihn nicht, zieht er brummend die mit Gemüse umgebenen Würste — höchst appetitlich! — aus dem ledernen Tartarus hervor, legt sie auf die Schüssel, kommt wieder herein, und stellt die Speise auf den Tisch, mit einem Gesichte, auf dem geschrieben steht: »Ich hab' es ihnen in der Küche draußen schon tüchtig gesagt, daß sie das nächste Mal besser zählen sollen!«



## 2.

Wir Hoffängerknaben hatten einen gar sonderbaren Singmeister. Er hieß Korner. Man stelle sich eine alte Figur vor, auf einem Sessel sitzend, in einen blauen Mantel gehüllt, die schwarze Schlafhaube bis zu den Ohren herabgezogen, eine Brille auf der Nase, eine braune Geige unter dem Kinn, und den welken Mund rastlos rechts und links ziehend, während zu beiden Seiten des Tisches die 10 Hoffängerknaben mit ihren Notenblättern stehen. Wir Hoffängerknaben trugen wie die übrigen Zöglinge eine Uniform, und Korner hatte eine besondere Lust, uns mit seinem Stocke vor allen Leuten zu prügeln. Dies wußten die Menschen, und versammelten sich jedesmal nach dem Schlusse des Hochamtes in der Vorhalle der Hofkapelle, bis wir Sängerknaben vom Chore herabkamen. Hier warteten wir auf unsern Singmeister. »Nun,« sagte mancher Spaßvogel zu uns, »wartet nur, heute wird euch der Korner wieder eine Prügelsuppe geken!« Nun hörten wir einen Stock auf der Chorstiege, — er kam langsam herab, der blaubemäntelte Tyrann von Sirakus. Er sah im Kreise der Sängerknaben herum und zählte sie, zog seine Tabakdose heraus, schnupfte — die Leute lachten bereits. Dann winkte er den Sopran-Solosänger heran, und schenkte ihm einen Zwanziger, dergleichen dem Alt-Solosänger; dieses Geld hatte ihm der Hofkapellmeister Gybler für die Knaben gegeben. Uns übrigen Sängerknaben machte er mit der Hand eine sogenannte »Feige,« und rief höhnisch grinsend: »Und das gehört euch!« Wir wollten gehen und brummten: »Der Gybler hat ihm auch für uns Geld gegeben, das steckt der Alte für sich selbst ein!« Plötzlich rief der Singmeister: »Halt!« Wir blieben stehen. »Nun,« sagte er, »kommt's nur her zu mir! Oder soll ich vielleicht zu euch hinkommen?« Wir kamen heran. Er streckte die Hand aus dem Mantelärmel hervor, winkte, den Mund beständig hin- und herziehend, einen Knaben herbei, packte ihn beim Ohre, faßte ihn, da der Knabe Reißaus nehmen wollte, mit den Worten: »Halt, Freund!« bei den Schößen des Uniformrockes, schwang den Stock, und tanzte mit dem Knaben im Kreise herum. Doch die Streiche waren eben nicht zum Weinbrechen. Die zahlreich versammelten Zuschauer lachten sich halb krank bei einem solchen Schauspiele. Der Sängerknabe zog sein Tuch heraus, und — lachte heimlich hinein. »Sind nur Krokodillstränen!« rief der Singmeister. »Warte du kleiner Gallunke! Ich werde dir schon auf dem Chore schwägen, statt zu pausiren. Kommt nur dein Vater zu mir, du mußt mir auf der Stelle aus dem Stadtkonvikt. In der ganzen Wienerstadt ist kein schlechterer Bursch als du!« Dann schwieg der Alte eine Weile, sah wieder im Kreise herum, schien sein Völklein zu zählen, hob den Stock auf und rief: »Marsch!« Und wir uniformirten Hof-



sängerknaben zogen lachend und von unendlichem Gelächter begleitet ab. Bisweilen rief uns eine Stimme nach: »Nun, wie hat's geschmeckt?«

## 3.

Wenn die »Schöpfung,« oder die »Jahreszeiten,« oder überhaupt ein Dratorium im Burgtheater aufgeführt wurde, so mußten auch wir Sängerknaben in Uniform mitwirken. Wir saßen auf der Bühne, der Vorhang war aufgezo gen; bevor das Dratorium begann, wurde ein Sack mit Kipfeln hereingebracht. Der Sängerknabe sollte die Kipfel unter uns Knaben vertheilen; auf jeden Knaben sollten 2 Kipfel kommen. Einer von uns bemächtigte sich listiger Weise eines dritten Kipfels, Korner bemerkte es, und nun ging der Sturm los. Der Alte schreit: »Du Dieb! Du Räuberseele! Du Mordkujon! Du größter Schandbube von ganz Wien!« steht langsam auf, beständig den Mund hin- und herziehend, greift nach dem Stocke, faßt den Sängerknaben beim silbergestickten Kragen des Uniformrockes, und wenn nicht der Hofkapellmeister Ghyler vom Dirigentenpulte entrüstet hervorruft: »Aber Korner, was machen Sie mir für einen Skandal mit den Hoffängerknaben?« so prügelt der Alte den kleinen Kipfel »Rinaldini vor dem zahlreich versammelten Publikum, und erweckt ein unauslöschliches Gelächter des ganzen Hauses.

Doch schlaf' in Frieden! Längst ertönte dir die Todtenglocke,  
Sängerknabe Korner, mit dem blauen Mantel und dem Stocke!

## 4.

Wir hatten auch einen Violinmeister. Er hieß Fekel. Wir Zöglinge erwarteten ihn im Musiksaale. Er trat ein. Ein Frack, dessen zugespitzte Schöße beinahe die Ferse berühren, Augengläser, unschöne Nase, weit vorkommendes Kinn. Er schritt in die Mitte des Saales, blieb stehen, nahm mit den dünnen, verdorrten Fingern, die, wenn sie einen Triller schlagen wollten, auf der Saite ohnmächtig liegen blieben, den Hut ab, und eine dicht mit Haarpuder bestreute Perrücke kam zum Vorschein. Dann begab er sich in den Kreis der Zöglinge, stellte sich vor ein schraubbares Notenpult, schob sein Taschentuch in die Brust zur bequemeren Violinhaltung, streifte den linken Ärmel auf, nahm Violine und Bogen. Auf seine mit Kolophonium und Haarpuder bestaubte Violine ließ er nun sein linkes Ohr sinken, legte den Zeigefinger über die A- und D-Saite, um b und es zu greifen, und blickte grimmig vernichtend auf den kleinsten Finger, der sich mit aller Anstrengung, ein tyrannisirter Sklave, emporstreckte, als wollte er sich von der Hand losreißen, um das dreimal gestrichene Es auf der E-Saite zu erreichen, einem Blutegel nicht unähnlich, der in einem Glase sich empor-



streckt, um einen Anhaltspunkt zu finden. Als das dreimal gestrichene *Es* erreicht war, strich der Meister den Akkord, zu dem noch die leere *G*-Saite klang, ein Akkord, der gleichsam wie ein Koloss von Rhodus die Weine auseinanderspreizte. Dann sah der Meister mit einem Triumphtorsblicke seine Zöglinge an, als wäre eine Völkerschlacht unter seinem Feldherrnstabe gewonnen worden, und als wollte er sagen: »Habt ihr gehört, wie hoch man es in der Kunst bringen kann? Habe Respekt, kleines Volk!«

Und nun ließ er Bogen und Violine sinken, nahm Platz, lächelte, die Augenlieder fielen ihm wie selig zu.

»Meine lieben Kinder,« begann er, »ihr wollt euch also der Musik weihen? Musik! Hört ihr die Musik schon im Worte »Musik?« Die Musik lieben Domherren, Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle, Päpste; Barone, Grafen, Fürsten, Herzoge, Erzherzoge, Kronprinzen, Könige, Kaiser! Wer die Musik nicht liebt, ist kein Mensch, ist ein Tiger, eine Hyäne! Die Violine ist die Königin der Instrumente. Wer die Violine nicht liebt, mit dem mag ich nichts zu thun haben. Er mag ein recht geschaidter Mensch sein, aber — er gehe mir drei Schritte vom Leibe, ich mag mit ihm nichts zu thun haben. »Barbar!« murmelte ich in meinen Bart. Ich muß euch sagen, meine Kinder, ich liebte die Violine, als ob sie meine Frau wäre. Sie war froh, wenn ich froh war, traurig, wenn ich traurig war, sie lachte, wenn ich lachte, sie weinte, wenn ich weinte. Ich muß euch sagen, meine Kinder,« flüsterte der Meister mit wichtig thuenenden Augen, als ob er seinen Zöglingen ein tiefes Geheimniß anvertrauen wollte, »daß ich, als ich noch jung war, aus Liebe zur Violine — leberkrank wurde!« Und darauf fixirte er seine Zöglinge mit Augen, über denen die Brauen sich höher spannten und die Stirne eine Menge Faltenwellen schlug.

»Leberkrank!« schrie er auf, daß es durch den Saal scholl, und ein paar Violinbögen aus den Händen erschrockener Zöglinge zur Erde fielen. »Nun, das war freilich etwas überspannt,« sagte er mit sanfter, sich selbst beschwichtigender Miene, »das soll freilich nicht als Muster gelten, aber« — hier lächelte er unendlich behaglich vor sich hinunter, indem er den Kopf auf die linke Seite senkte — »aber mit dieser Liebe habe ich es auch hoch gebracht. — Nun« — hier hob er die Achseln — »nicht mein Verdienst. Da,« hier deutete er auf seine Brust — »da, der Genius da, der hat Alles fogemacht.« Und nun schloß er rasch: »So mancher meiner Schüler hat es hoch gebracht. Auch ihr, meine Kinder, könnt es noch hoch bringen, wenn ihr fleißig seid, mir folget, und euch merket, was euer Meister euch sagt.«

Darauf lachte er mit sich selbst sehr zufrieden, kniff den nächststehenden Zögling in die Wange, klopfte mit dem Bogen auf das Pult, schlug die



Exerziten von Kade auf, und nun setzten sich Violinen und Bögen in Bewegung. Dazwischen kreischte die Stimme des Meisters: »Den Bogen mit Grazie zum Kinn geführt! — Warum denn nicht ganz austreichen? Warum hat man denn den Bogen so lang gemacht? Man hätte ja sonst Holz und Pferdehaar ersparen können? — Donner und — O heiliger Kade, vergib uns unsere Schulden! Was war das für ein himmelschreiender Miston?« — Diesem Bögling steckte er 3 oder 4 Bücher unter die Achsel, damit der Oberarm bei der Bogenführung unbeweglich bliebe, jenem fuhr er mit dem Bogen zwischen Violinhals und Hand, damit diese hohl läge u. s. f.

## 5.

Eines Abends wurde eine Ouvertüre aufgeführt. Der kleine Paukenschläger hatte 30 oder 40 Takte zu pausiren, dann sollte er einen Wirbel schlagen. Zwanzig Takte etwa pausirte er, nun fielen seine Augen auf die gelben Metallknöpfe am Frack des dirigirenden Meisters, und, statt zu pausiren, begann er ein Knabenspiel, indem er nach den Knöpfen zählte: »Edelmann, Bettelmann, König, Kaiser; Edelmann« — eben wollte er rufen: »Bettelmann!« da die linke Brustseite des Fracks 6 Knöpfe hatte, als der Meister fortspielend durch das ganze Orchester lief, hin zum kleinen Paukenschläger, ihn mit dem Bogen auf den Kopf klopfte, und rief: »Entsetzlicher Bösewicht! Man wird den Wirbel auf seinem Kopfe schlagen!« dann wieder fortspielend, das linke Ohr auf der Violine, durch den ganzen musikalischen Sturm zurückeilte, den einen Frackschoß von der Schraube des Violoncellkopfes, an der er hängen blieb, loszerterte, und zu seinem Pult schoß, murmelnd: »Die kleinen wilden Thiere haben gar keinen Sinn für die Musik, für die erhabene Musik!« Und gleich darauf klopfte er mit dem Bogen auf sein Pult, um die Ouvertüre zu unterbrechen: »Aber ach! wie kann man denn diese schöne Stelle so kalt vortragen? Ein Eisbär könnte dabei erfrieren! Und die Stelle ist doch so voll Gefühl!« Und nun hob er das weit vorquellende Kinn in die Höhe, ließ die Augen selig zufallen, und sang die Arie mit dem von ihm improvisirten Texte: »Ach, die jungen Barbaren haben kein Gefühl für Musik, keinen Funken Gefühl für die erhabene Musik! Ich werde noch in die Grube fahren aus lauter Ärger!«

Auch über dir schloß längst sich zu des Sarges Deckel,

So ruh' auch du im Frieden, Geigenmeister Jekel!

## 6.

Aus dem k. k. Stadtkonvikte sind manche Notabilitäten hervorgegangen. Ich nenne hier nur den Sänger Wild und den genialen Liederkompositeur Schubert. Schubert war ein schlechter Student, er mußte einiger



»Dreier« halber das Konvikt verlassen. Er soll schon damals seine »Forelle« komponirt haben.

## 7.

Wo bist du hingekommen, du sonderbare, wilde, Wehmuth erregende Jugendzeit? Wo in unserm jungen Busen eine verworrene, gänzlich falsche Welt aufdämmerte, wo wir uns goldene Bilder und Träume schufen, und jedes schöne Mädchen für einen Engel hielten, dem Gott nur die Flügel nahm, bevor er ihn in die Welt entließ! Wo wir träumten, wenigstens einst Hofrätthe oder Präsidenten zu werden, götter schöne Frauen zu bekommen u. dgl. Dinge. Du wüstes Treiben, du hoffnungsvolle, längst verschmetterte, vergeudete Zeit! Ihr Sommernächte, wo blaues Mondlicht in unsere Schlafsäle drang, die Glocke auf der Universitätskirche Zwölf schlug, beim Stubenthore der Wachposten: »G'wehr aus!« rief, und aus der Ferne eine Musik von Metallinstrumenten herausschmetterte! — Nun befinden wir uns mitten auf dem sturmbewegten Meere des Lebens, mit vollen Segeln, entweder werden wir untergehen, oder auf dem geretteten Brete in den Hafen treiben! O sonderbare Jugendzeit, du hast dich längst in's Meer der Ewigkeit verloren, und, wie Lenau sagt, »an deinen Busen, Melancholie, neige ich mein umnachtetes Angesicht!«

### Die Parteien.

Jemand sagte vor kurzer Zeit zu mir: »Wenn ich aufrichtig reden soll, so muß ich gestehen, daß ich in Verlegenheit bin, mit welcher Partei ich's halten soll. Keine erscheint mir rein und tadellos.« Ich antwortete ihm: »Halten Sie es mit Ihrer Überzeugung, das wird das Beste sein. Die Begründung eines Parteimannes liegt im Kerne seines Charakters, und datirt sich nicht erst von gestern her. Besitzt man Charakter, so gehört man bereits der einen oder der andern Partei an, selbst wenn man nicht einmal von dem Vorhandensein dieser Parteien Kenntniß haben sollte. So gibt es Kommunisten, obwohl sie das Wort »Kommunismus« noch nie in ihrem Leben gehört haben.«

Was im Parteikampfe so schwer zu erkennen ist, und was der gediegene Mann häufig mit vergeblicher Mühe sucht, um sich zu entschließen, ob er den rechten oder linken Weg einschlagen soll, das ist — die Thatsache! Die Thatsache in ihrer schärfsten Wahrheit, in ihrer vollkommenen Reinheit! Wer bürgt mir im Sturme der großartigen Ereignisse und im heißen Kampfe der entfesselten Leidenschaften, daß die Thatsache, welche mir erzählt wird, vollkommen wahr ist, und nicht, wie sie



durch die Brille der einen oder der andern Partei angeschaut wurde? Durch das Prisma der Parteien bricht sich das Licht der Wahrheit in verschiedenfarbige Strahlen. Der Haß sieht anders als die Liebe, die Leidenschaft anders als die Ruhe. Man kann zehn Journale über ein Faktum lesen, und wird am Ende noch nicht mit Entschiedenheit zu sagen vermögen, ob der Mann, um dessen Beurtheilung es sich handelt, zu preisen oder zu verdammen sei. Und doch sind die meisten Zeitungsschreiber so schnell fertig mit der Thatsache, deren Feststellung und Reinigung so wichtig und so schwer ist! Sie bringen durch diesen sträflichen Leichtsin im Publikum Mißtrauen und Verwornheit und Unentschiedenheit hervor. Der Leser weiß endlich die Wahrheit von der listig maskirten Lüge nicht mehr zu unterscheiden. Er weiß nicht mehr, soll er rechts oder links ziehen, ist Christus dort oder ist er hier, oder vielleicht nicht Christus, sondern Judas, der ihn für 30 Silberlinge und mit einem Kusse verrieth. Vorzüglich mit den politisch Unmündigen wird ein abscheuliches Spiel getrieben! Der Mann, den die eine Partei zum Himmel erhebt, wird von der andern Partei in den Schlamm getreten. Aber man sollte das Gute und Wahre am Feinde wie am Freunde ehren, die Perle aufheben, ob man sie rechts oder links findet. — Vor allen andern Dingen also eine gewissenhafte Erforschung und Darstellung der reinen Thatsache, komme sie vom Freunde oder vom Feinde! Und dann erst mit ehrlicher, sachverständiger Hand das scharfe Skalpell an die Brust dieser Thatsache gesetzt, um das Herz — nämlich das Motiv — zu untersuchen. Aber wer arm ist und in der Welt durch viele Jahre die verschiedenartigsten Menschen kennen gelernt hat, gelangt jetzt leider zur düsteren Erfahrung, daß unter 100 Leuten, die alle ehrlich zu sein vorgeben, 99 Spigbuben sind. Sagte doch Börne: »Jetzt werde ich bald glauben, ich sei noch der einzige ehrliche Mensch auf der Welt!«



# Wiener Wochenblatt.

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848

Verlag von Leopold Woldanski, Wien, am Hofe  
No. 10. Preis 10 Kreuzer. (Zwanzigste Jahrgang)  
Die Redaction ist bei dem Herausgeber zu finden.

1848



W i e n.

Gedruckt bei Leop. Sommer (vormals Strauß).

1848.